

# Martin Büsser

## Im Beichtstuhl des Grauens

### Der Filmmacher Wenzel Storch

Wenzel Storchs Filme sind einzigartig. Und dies nicht nur im deutschen Kontext. Man wird derzeit wohl weltweit keinen Regisseur finden, der eine so eigenweltliche Ästhetik entwickelt hat. Nicht einmal Terry Gilliam, mit dem Storch – aus welchen Gründen auch immer – öfters verglichen wird. Natürlich gibt es die unverkennbare Handschrift und Eigenweltlichkeit auch bei anderen Filmmachern, zum Beispiel beim Kanadier Guy Maddin, dessen Referenzen an den expressionistischen Stummfilm einen Maddin-Film sofort als Maddin-Film erkennbar machen. Was es allerdings kein zweites Mal gibt, ist diese Mischung aus B-Movie-Trash, Kinderfilm-Niedlichkeit und ambitioniertem Surrealismus, mit der Storch sämtliche »E«- und »U«-Kategorien souverän umschiffet. Zum einen wirken seine mit unreflektiert eingesetzten Exotismen arbeitenden Filme wie eine Umsetzung von *Tim und Struppi*-, *Mecki*- oder *Lurchi*-Comics bzw. wie ein LSD-Trip derselben, zum anderen wird mit der Naivität des kindlichen Entdeckungs-Abenteurers ständig gebrochen. Hinter jeder Straßenecke kann der Abgrund lauern, sei es, dass Priester den Messknaben an die Wäsche wollen, sei es, dass eine Trampelerin brutal abgeschlachtet und am nächsten Tag als »Popwurst« an ausgehungerte Hippies verkauft wird. Nicht ohne Grund nennt Wenzel Storch Wes Cravens *Last House On The Left* (1972) einen seiner Lieblingsfilme. Doch selbst drastische Passagen gibt Storch mit irritierender Niedlichkeit wieder, so dass ihnen etwas von einem Cartoon oder einer Groteske anhaftet.

Drei Filme hat der in Hildesheim lebende Regisseur bislang realisiert: *Der Glanz dieser Tage* (1989),

Wenzel



*Sommer der Liebe* (1993) und *Die Reise ins Glück* (2004). Ob weitere Filme folgen, ist ungewiss, denn der Perfektionist Storch leidet unter chronischer Geldknappheit und ist nicht gerade mit Fördergeldern gesegnet. Nun sollen erst einmal die bisherigen Filme auf DVD erscheinen, eine ebenfalls kostspielige Angelegenheit, weswegen der Veröffentlichungstermin bislang schon mehrfach verschoben wurde. Doch das Glück, Storchs Filme bald auf DVD sehen zu können, ist in greifbare Nähe gerückt: Durch den Tod seines Vaters, von dem im folgenden Interview noch oft die Rede sein wird, ist Wenzel Storch zu einer kleinen Erbschaft gekommen.

In der *Regress*-Ausgabe hat Storch aus gleich mehreren Gründen etwas zu suchen. Zum einen sind seine Filme der positive Beweis dafür, dass es möglich ist, einen eigenen künstlerischen Kosmos zu erschaffen, der sämtlichen reaktionären Trends trotzt und deshalb in diesem Kontext erst gar nicht als »deutscher Film« bezeichnet werden oder mit diesem in eine Beziehung gestellt werden sollte. »Deutscher Film ist scheiße«, erklärt Storch unmissverständlich, »damit habe ich nichts zu tun. Den deutschen Autorenfilm fand ich mit Ausnahmen wie dem frühen Achternbusch auch nicht viel besser, und dieser doofe verkopfte und verkrampfte Fassbinder/Wenders-Kram ist halt von genauso doofem Witzekram abgelöst worden.« Dem gegenüber arbeitet Storch an aufwändigen Parallelwelten, zusammengesetzt aus vorgefundenem Material vom Sperrmüll, aus dem ganze Klöster, Paläste oder sogar Kulissenstädte entstehen. Für *Die Reise ins Glück* wurden 60 Tonnen Material verbaut. Ähnlich wie bei den Installationen des Schweizer Künstlers Thomas Hirschhorn verblüfft Wenzel Storch mit Kulissen, die prunkvoll und bizarr wirken, obwohl sie doch aus Alltagsschrott bestehen. Das Visuelle steht bei Storch stets im Vordergrund, Dialoge sind eher nebensächlich, bestehen meist aus einer Aneinanderreihung von Floskeln und abgegriffener Jugendsprache. Insofern sind Storchs Filme auch eine Hommage an den Stummfilm, eine Hymne an die Eindringlichkeit des Bildes.

Doch noch etwas anderes prädestiniert Storch für die *Regress*-Ausgaben: In seine filmische Welt aus Messdienern, Priestern, Klöstern, durchgedrehten Hippies, Sektengurus, Weltumseglern und sprechenden Tieren sind ungemein viele Eindrücke aus der eigenen Kindheit und Jugend eingeflossen, ei-

ner Zeit zwischen Angst, Unterdrückung und Aufbegehren. Das folgende Gespräch mit Wenzel Storch dreht sich daher fast ausschließlich um den streng religiösen Vater, die christlich repressive Erziehung sowie um die Traum- und Gegenwelten, in die sich der junge Wenzel geflüchtet hat, darunter die in den 1970er-Jahren noch verheißungsvolle Welt der Rockmusik mit ihren langen Haaren, Drogen, Glam und Satanskult. In einer Mischung aus Trip, Traum und Trauma verarbeitet jeder Storch-Film auf seine Weise diese frühen, prägenden Erlebnisse. Während *Sommer der Liebe* eher als Hippiegroteske funktionierte, war sein Erstling *Der Glanz dieser Tage* noch eine direkte Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche. Nicht alle Kritiker kamen und kommen mit Storchs Kreuzung aus Kinder-Klamauk, Art Brut, Drogen-Ästhetik und visueller Verausgabung voller Kitsch- und Camp-Zitate zurecht. Exemplarisch sei hier nur aus einer Kritik zu *Der Glanz dieser Tage* in den *Westfälischen Nachrichten* zitiert: »Wenzel Storch versammelt vor unseren geplagten Augen und Ohren eine Folterkammer kinematografischer Abfallprodukte, die ihm vom Berufsverband der Regisseure mindestens ein lebenslanges Verbot für die weitere Verunglimpfung hochwertigen filmischen Materials einbringen müßte. Ein Machwerk, Schundprodukt und ›home movie‹, aus der Unterhose gefilmt, auch noch als Film auszugeben, ist so ziemlich der Tiefpunkt dessen, was je über unsere Leinwände flimmerte. (...) Die angestrebte Pose der antiklerikalen Aufklärung erweist sich als postpubertäre Idiotie eines rotnäsigen Pseudofilms, der uns seine Hirnrissigkeiten auch noch als Gegenkunst verkaufen will.«

Die Floskel, dass man seine Filme entweder nur lieben oder hassen kann, scheint im Fall von Wenzel Storch ausnahmsweise einmal zuzutreffen. Filme, die Rezensenten in eine dermaßen demagogische Rage versetzen, dass sie dabei selbst verbal in die Unterhose greifen, können so schlecht nicht sein. Denn dort, wo der *Regress* regiert, ist alles, was dermaßen polarisiert, erst einmal nicht verdächtig, regressiv zu sein. Im Übrigen: Daran, dass jemand »antiklerikale Aufklärung« nicht mit dem seinerseits protestantisch bleiernen Gestus eines Ingmar Bergman in Szene setzt, sondern in Form von »postpubertärer Idiotie«, ist eigentlich nichts auszusetzen.

## Martin Büsser im Gespräch mit Wenzel Storch

**Die katholische Kindheit hat einen maßgeblichen Einfluss auf deine Filme, vor allem auf den Erstling *Glanz dieser Tage* gehabt. Im Bonus-Material zur DVD sprichst du zum Beispiel von einem Onkel, der als Missionar in Afrika tätig war und euch regelmäßig besuchen kam. Hast du diese streng religiöse Obhut schon als Kind als Belastung empfunden?**

Wenn man klein ist, ist das ja alles normal. Dass zu Hause die Zimmer bis unters Dach mit Kruzifixen und Heiligenbildern zugeballert sind, ist nichts Besonderes, weil du es gar nicht anders kennst. Aber ab einem gewissen Alter stellt man fest, dass das Ganze in Arbeit auszuarten beginnt.



Zugeballert:  
katholisches  
Kinderzimmer,  
Boer-Jahre

Es fängt ganz harmlos an. Erst schicken sie dich einmal die Woche in den Kindergottesdienst. Dann wirst du zusätzlich am Sonntag zum Hochamt mitgeschleppt. In der Fastenzeit musst du plötzlich zur Kreuzweg-Andacht, immer wieder freitags die vierzehn Leidensstationen runterbeten. Kaum schlagen die Bäume aus, wirst du in die Mai-Andachten geschleucht. Dann diese Karfreitags-, Palmsonntags- und Fronleichnamsprozessionen! Immer hinter dieser Hostie hermarschieren, da war man als Kind heilfroh, wenn das »Te Deum« endlich vorbei war ... Dann natürlich alle paar Wochen ab zur Beichte! Dazwischen die ganzen Haus-Andachten. Und außerdem musste man ja auch noch zum Flötenunterricht. Und als ich meinen ersten eigenen Rosenkranz bekam, feierlich vom Vater in einem knallroten Etui überreicht, ging das Tamtam erst richtig los: Da freust du dich richtig, wenn nach

dreißig *Ave Marias* mal Schluss ist und du endlich wieder zurück an deine Schularbeiten darfst.

Alles dreht sich immer nur um das eine: glauben, glauben, glauben. Und ich weiß gar nicht, als Kind werde ich wohl alles, was so anfiel, geglaubt haben. Erst als ich zur heiligen Kommunion kam, so mit 7 oder 8, fing ich langsam an, mit dem Glauben zu hadern oder, wie man so schön sagt, zu ringen. Ausgerechnet jetzt hieß es natürlich: Das Kind muss Messdiener werden!

Ursprünglich sollte ich sogar Priester werden, jedenfalls war das ein Traum meiner Eltern. Es gab da einen Onkel, der war Missionar in Kamerun. Das Priesterblut lag also in der Familie. Einmal im Jahr kam Onkel Joseph uns besuchen, ist dann aber sehr früh verstorben. Der sah ein bisschen aus wie Frankenstein, und auch ein bisschen wie einer, der das Wort Gottes mit der Faust verbreitet.



Pallottiner  
in Kamerun:  
in der Mitte  
Storchs  
Onkel Joseph

Er hatte immer einen Sack Abenteuerliteratur aus der Mission dabei. Darunter tolle Kriminalromane, die sich um den berühmten Detektiv Fritz Falke drehten. Eines Tages hängt Fritz Falke seinen Anzug in den Schrank, um Missionar in Afrika zu werden. Fortan schnüffelt er in seiner Mönchskutte – er heißt jetzt Bruder Justus – im Busch herum und löst unter den Hottentotten irgendwelche Fälle. *Der Detektiv im Kloster, Im Banne der Ngil, Esther Waterson's Fluch* – ich habe die Bücher nur so verschlungen, obwohl sie sehr schwer zu lesen waren, denn das war alles noch in Frakturschrift. In einem



Die Abenteuer des Bruder Justus: »Feind aus Irrtum«

dieser Schinken habe ich auch zum ersten Mal die »Handschrift eines Negerbriefes« zu Gesicht bekommen, in »3/4 natürlicher Größe«.

In der Stube gab es einen großen Bücherschrank, aber gelesen wurde bei uns – außer in den zehn katholischen Blättern, die mein Vater abonniert hatte – eigentlich nie. Dort, im Stubenschrank, stand nicht besonders viel drin, eigentlich nur *Brehms Tierleben* und ein paar von den üblichen katholischen Schmökern. So Zeug wie Graham Greene, Josef Reding oder mal 'ne Luise Rinser. Das galt als schöne Literatur, stand aber nur im Schrank, weil es irgendwie katholisch war. Und zwischen diesen Scharteken standen die rasend spannenden Krimis vom Bruder Justus.

Und noch etwas befand sich im Schrank, ein großes Straußenei, das Onkel Joseph aus Afrika mitgebracht hatte. Oben auf dem Ei saß wie zur Krönung eine perlenbestickte Negermütze. Das war natürlich ein toller Anblick für uns Kinder. Es war genau der Stubenschrank, vor dem wir immer zum Abendgebet niederknien mussten. Oben auf dem Schrank stand die Muttergottes mit der Kerze, und durch die geriffelte Glasscheibe konntest du auf die Bücher sehen. Das Abendgebet dauerte in der Regel – mit all den Fürbitten für die Brüder und Schwestern in der Ostzone – um die sechs bis sieben Minuten. Und die Blicke wanderten natürlich immer wieder zu diesem Straußenei.

Der Onkel aus der Mission, das war so etwas wie ein exotischer Farbtupfer im Leben. Wie eine Laterne, die in die eher triste Kinderwelt hineinblinkte. Das fand ich übrigens auch später noch an der katholischen Kirche immer gut: die Pracht, die

herrlichen Gewänder, den Kerzenquatsch. Clever ausgedacht, finde ich. Durch den Weihrauchgestank und all den Schnickschnack fällt einem das Brutale und das Splattermäßige nicht so auf. Denn eigentlich fand ich das schon als Kind irgendwie komisch, dass man die ganze Zeit auf eine Leiche starrt. Eine Leiche mit langen Haaren ...

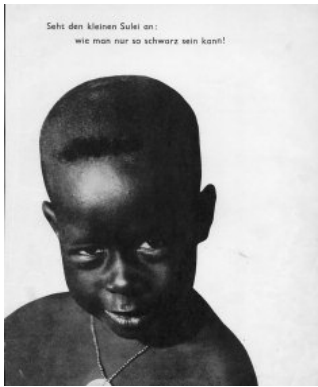
Na ja, eines Tages sollte ich jedenfalls Messdiener werden, wovon ich tierischen Bammel hatte. Wer will schon mit acht Jahren in Mädchenklamotten auf dem Altar rumstehen? Aber damals ging das alles ratzfatz. Man wurde einfach zwangsrekrutiert. Eines Sonntagnachmittags erschien der Pfarrer und fragte scheinheilig, wann es denn soweit sei. Wann ich denn einrücken wolle? Als ich dem Priester leise drucksend zu verstehen gab, dass ich am liebsten gar kein Ministrant werden möchte, fiel mir mein Vater barsch ins Wort. Und nachdem der Priester wieder abgerauscht war, gab es erst mal welche hinten drauf. Denn für meine Eltern war mein Verhalten kränkend und blamabel. Übrigens herrschte bei uns das Faustrecht. *Faustrecht der Liebe*.



Karte aus dem »Sakramente Quartett« des Steyler Verlags

Wie auch immer ... Lange Zeit gab es in unserer Pfarrei zwei Seelsorger – einen Pfarrer und einen Dechanten. Dieser steinalte Dechant hat zuletzt, kurz vor seinem Tode, nicht enden wollende, ausufernde Messen gefeiert. Der hatte eine Muskelschwäche in den Augenlidern. Dem sind die Lider einfach wie Jalousien runtergeklappt. Dann stand der im Dunkeln, und die Gemeinde musste minutenlang ausharren, bis er die Augen wieder aufschlug. Das ging so zeh-, zwanzig-, dreißigmal, und die Eucharistiefiern dauerten natürlich entsprechend ewig.

Nachdem Gott den Dechanten abberufen hatte und auch der Pfarrer verschieden war, kam ein Priester aus Afrika angereist. Der brachte lauter afrikanischen Nippes mit, um in dem Schuppen hinterm Pfarrhaus eine Art Museum einzurichten. Den fanden alle ganz toll. Keiner wusste, dass der bereits in Afrika aufgefallen war. Wegen Messdien-  
erfickens, wie später ans Tageslicht kam.

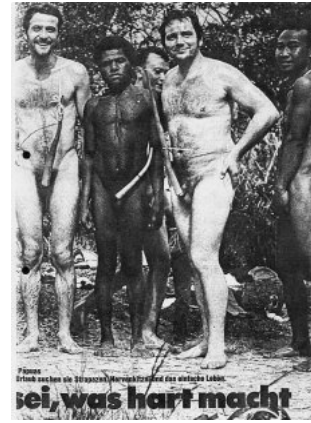


**Sulei, der kleine Negerjunge**, Kinderbuch von Herbert und Gerty Kaufmann

Das Tollste war, dass der zu Advent immer drei echte Negerjungen aus Afrika einschiffen ließ. Die alten Frauen im Dorf, ich weiß das vor allem von meiner Urgroßtante und von meiner Oma, fanden das nicht so dolle, wenn die »Schwatten« – so hießen die Schwarzen in dem Platt, das in den Dörfern rund um Hildesheim gesprochen wird – die Fürbitten in ihrem Kauderwelsch vortrugen. Optisch kam das gut an, weil die Hautfarbe prächtig zu den roten Rücken passt. Unsere Gemeinde kam dann sogar in die Zeitung, denn wir waren die einzigen im Bistum, die in den Sternsinger-Gruppen echte Mohren hatten. Das waren, wie gesagt, drei Buben, so um die 15 oder 16 Jahre alt. Also konnten drei Trupps mit je einem echten Mohren losgeschickt werden. Dass die drei auch die Lustknaben unseres Pfarrers waren und – wer weiß? – vollgepumpt mit dem Sperma ihres Priesters am Altar herumstanden, das ahnte natürlich niemand.

**In Sommer der Liebe gibt es ja eine entsprechend groteske Szene: Ein mit Schuhwichse angemalter »Schwarzer« spielt auf einer Lakritzgeige Stücke, deren Aufnahmen in Wirklichkeit von deinem Vater stammen. Kannst du etwas darüber erzählen, wie die Szene entstanden ist?**

Die Figur stand schon im Drehbuch und nannte sich ursprünglich »Swambo«. Auslöser war ein Artikel im *Stern*, wo Globetrotter mit so einem komischen Genitalrohr abgebildet waren.



»Gelobt sei, was hart macht«: Stern-Reportage aus dem Lande der Papuas

Das Rohr haben wir simuliert, indem wir dem Darsteller einen Rettich umgehängt haben, und sein Baströckchen haben wir aus alten Tonbändern hergestellt, aus Restbeständen von *Pissende Kuh*-Kassetten. Der Typ, der das gespielt hat, Frank Peters, lag damals nach einem schlimmen Asthma-Anfall in einem Lungenanatorium. Die Szene wurde sehr spät im Jahr gedreht, im Oktober, auf der Wiese vorm Hildesheimer Gesundheitsamt. Wir haben ihn also in seiner Klinik abgeholt, und da er keinen Ausgang hatte, ist er aus dem Fenster gestiegen, also praktisch ausgebücht. Dann haben wir ihn schwarz angemalt, hatten allerdings überhaupt



Frank Peters im Tonband-Röckchen

keine Erfahrung und nicht dran gedacht, ihn vorher einzufetten.

Nach dem Dreh hat er erst mal die Dusche meines Bruders ruiniert: Die war hinterher völlig verschmiert und er selbst trotz rabiatem Schrubbens immer noch hellbraun. So ging es dann zurück in das Sanatorium, und als er dann wieder in seinem Klinikbett lag, konnte er den Schwestern nur schwer erklären, was vorgefallen war.

Wir haben ja alle Szenen stumm auf Super 8 gedreht und uns erst dann überlegt, wie wir das vertonen. Die Geige, die der im Film spielt, ist eine kleine niedliche Lakritzgeige. Einfach Lakritzschnecken als Saiten auf ein Stück Holz gespannt. Fragt sich nur, wie diese Saiten klingen sollten? Und da ist mir ziemlich schnell mein Vater eingefallen, denn der war ein begeisterter Hobbymusikant.

Wenn die Hildesheimer KAB – die »Katholische Arbeitnehmer Bewegung«, das ist so eine Art DGB der Katholiken – einen Ausflug in die Lüneburger Heide oder zum Bremer Roland unternommen hat, hat mein Vater mit der Quetschkommode immer hinterm Busfahrer gesessen und Wanderlieder gespielt. Mein Vater konnte ziemlich gut Schifferklavier spielen und kam irgendwann auf die Idee, sich auf eigene Faust die Geigenkunst beizubringen, was, wie sich zeigen sollte, wohl nicht so einfach ist.



Vater Storch (r.) mit Faschingsschnurrbart und Quetschkommode, frühe 50er-Jahre

Das Ergebnis war, dass er ab Weihnachten '74 oder '75 damit anfing, uns vor der Bescherung auf seiner Geige zu begleiten. Heiligabend war es für uns Kinder Brauch, das Christkind in seiner Krippe erst mal eine halbe oder dreiviertel Stunde lang anzuflöten, bevor wir an den Gabentisch treten und die Geschenke auspacken durften. Was mein Vater während dieser Zeit veranstaltete, war ein unglaubliches Gequietsche. Besonders waghalsige Verspieler

lösten bei uns Kindern natürlich jedes Mal ein schadenfrohes Grinsen aus, was, wenn der Vater es mitkriegte, unmittelbar mit einer Kopfnuss geahndet wurde. Plötzlich knallt dir, mitten in *O du selige*, die Faust mit dem Geigenbogen vor den Kopf ... Eine fiese Sache, weil du dabei ja noch die Blockflöte im Mund hast.

Wir wohnten im ersten Stock eines alten Bauernhauses, unter uns im Erdgeschoss lebte die Großmutter. Die hatte immer schon Panik, wenn am Heiligabend das Gequietsche lauter wurde. Denn dann war klar: Jetzt stokelt der Vater geigend die steile Treppe hinunter, um ihr ein Ständchen zu bringen. – Vor dem Hintergrund wusste ich: Das ist die passende Musik für die Filmszene.

Die hatten wir im Herbst '86 gedreht. Ich hatte seit Jahren nichts mehr mit meinem Vater zu tun, das Verhältnis war alles andere als ungetrübt, aber ich habe dann einfach mit einem Kassettenrekorder in der Hand bei meinen Eltern geklingelt und meinen Vater gefragt, ob er mir mal was vorgeigen würde. Um keinen Verdacht zu erregen, habe ich ihm weisgemacht, dass ich neuerdings auch nebenbei Musik mache, was auch fast stimmte, denn ein Jahr vorher war auf *Pissende Kuh Kassetten* mal eine Kasette von mir erschienen – *Hey Wenzel*, in einer Auflage von 15 oder 20 Stück – und so habe ich ihm also irgendein Gepillere daraus vorgespielt. Damit er sich nicht wundert, was ich mit seinem Gequietsche eigentlich anfangen will. Er hat auch keinen Verdacht geschöpft, aber meine Mutter, wie Mütter so sind, hat den Braten wohl gerochen, konnte aber nix machen.



Hey Wenzel!-Cover, C-20, *Pissende Kuh Kassetten*, 1985

Während sie also mit bösen Blicken das Mittagessen gekocht hat, ist er mit mir rüber in die gute Stube – die musste erst feierlich aufgeschlossen werden, denn die Woche über durfte sich niemand

darin aufhalten – und hat mir eine ganze Kasset-tenseite vollgegeigt. Dabei sind ihm mehrere Saiten gerissen. Er hat einfach drauflos geschrammelt, was ihm so eingefallen ist, von *Horch, was kommt von draußen rein?* bis zum *Jäger aus Kurpfalz*. Als er mit den Wanderliedern durch war, ging es mit Kirchenliedern weiter, dabei hat er *Lobet den Herrn* regelrecht kaputtgegeigt. Es war fantastisch. Er hat auch eine ganz tolle *La Paloma*-Version gegeigt, die ist das Meisterstück auf der Kassette, das gehört eigentlich auf einen dieser *Trikont*-Sampler.

### Wissen deine Eltern inzwischen von deiner Filmkarriere?

Mein Vater hat *Sommer der Liebe* mal im Kino gesehen. Danach durfte über die Sache in seiner Gegenwart nie wieder gesprochen werden. Er hat dann auch den Kontakt zu mir abgebrochen, an dem aber ohnehin kaum noch was abzubrechen war. Zum Glück hat er den *Glanz dieser Tage* nie zu sehen gekriegt, das hätte ihn vermutlich echt geknickt. In *Sommer der Liebe* spielt Religion ja kaum mehr eine Rolle ...

Andererseits gab es aber auch Katholiken, die vom *Glanz dieser Tage* förmlich hingerissen waren. In Frankfurt z. B., der Stadt der Priesterseminare, kam mal nach einer Aufführung ein werdender Priester auf mich zu, um mir minutenlang die Hände zu schütteln. Der hat gestrahlt wie ein Honigkuchenpferd. Hat sich immer wieder für den Film bedankt, der hatte ihn offenbar in seinem Entschluss bestärkt, Priester zu werden. Der hat sich wahrscheinlich gedacht: Wenn das Priesterdasein so schön ist wie in *Der Glanz dieser Tage*, dann habe ich ja bald ein tolles Leben!

### Ab einem gewissen Alter hast du dann ja Dinge wie Sexualität und Rockmusik entdeckt. Wie war diese Gegenwelt mit dem christlichen Elternhaus zu vereinbaren?

»Sexualität entdeckt« ist gut. Das, was du Gegenwelt nennst, konnte nur auf dem Schulhof stattfinden, während der kleinen und großen Pausen und auf dem Weg nach Hause, den ich deshalb auch möglichst lange ausgedehnt habe. Bis zur siebten Klasse bin ich in Wolfsburg aufgewachsen, dort gab es ein Plattengeschäft, in dem ich mich so um 1972, ich war damals 11, ein- bis zweimal die Woche aufgehalten habe. Da konntest du dir auf Kopfhö-

rer ganze Langspielplatten vorspielen lassen. Als Elfjähriger! Eigentlich ziemlich irre, denen war ja klar, dass ich nie was kaufen werde. Ich hab mir alles reingezogen, was einen als Kind so fasziniert, und bin viel nach dem Cover gegangen. Die erste JUICY LUCY z. B., weil das Cover so versaut aussah, oder diese Platte von der PLASTIC ONO BAND, wo die da nackt auf der Hülle rumtanzen – so was habe ich mir von vorne bis hinten angehört.



Zu der Zeit habe ich mir auch die entsprechende Fachliteratur besorgt, in Gestalt von *Pop* und *Popfoto*. Das waren bunte Postermagazine, wenn man in denen blätterte, gingen einem die Augen über, die musste man unterm Bett oder sonst wo verstecken. Ich ging damals aufs Ratsgymnasium und muss ein oder zwei Klassen unter Wolfgang Müller (DIE TÖDLICHE DORIS), dem großen Sohn der Stadt, gewesen sein. Ein Jahr später, mit 12, habe ich mir zum ersten Mal ein *Sounds*-Heft gekauft, mit dem bin ich dann stolz auf dem Schulhof herumspaziert. Ich weiß noch, auf dem Cover war John McLaughlin drauf – den kannte ich natürlich nicht, und auch sonst habe ich kaum ein Wort verstanden. Da das Taschengeld für *Pop* und *Popfoto* nicht reichte, außer wenn einem die Oma mal wieder was zugesteckt hatte – ich weiß auch gar nicht mehr, wie das damals aussah mit Taschengeld: Ich glaube, ich habe 50 Pfennig in der Woche bekommen – blieb nur das Klauen. Apropos klauen: In der Wolfsburger Sankt Joseph-Gemeinde ist es mir mal gelungen, einen Zehnmarkschein aus dem Klingelbeutel zu fischen. Das hört sich vielleicht einfach an, war aber ganz schön aufregend. Mein größter Coup war dann im Herbst '72. Da hatte ich das Glück, alle Asterixhefte auf einmal klauen zu können – schwups, einfach vorne untern Anorak geschoben. Das Datum weiß ich so genau, weil gerade Band 12 erschienen war, *Asterix bei den Olympischen Spielen*.

Ziemlich bald hatte ich einige Klau-Routine, also habe ich immer öfter auch mal *Pop* und *Popfoto* geklaut, und irgendwann hat mich so eine alte Schachtel dabei erwischt. Die hat den Kassierer gerufen und ich hab mir vor Schreck in die Hose gepisst. Ganz leise ist mir die Pisse das Hosensbein runtergelaufen, und ich stand da mit dem *Popfoto*-Heft in meiner eigenen Pisse. Na ja, es hieß jedenfalls: Gleich kommt die Polizei, aber gnädigerweise wurde dann nur mein Vater angerufen.



Popfoto  
(Dezember  
1974)

Für den war das richtig bitter. Der hat uns ja sogar vor der Beichte die Beichtzettel diktiert. Da will dich einer fit machen für das Paradies, und dann kommst du mit vollgepissten Hosen vom Klauen zurück ...

**Dein Vater hat dir also erklärt, was du zu beichten hattest, was deine Sünden waren?**

Ja. Man musste etwa alle drei Wochen zur Beichte. Da musste ich mich mit meinem Bruder an den Kinderzimmertisch setzen und den Beichtzettel schreiben. Dann kam irgendwann der Vater, hat sich den Zettel gegripscht und hat einem die Sachen diktiert, die man vergessen oder unterschlagen hatte. Was sich eben so angesammelt hatte: Ich habe gelogen, die Eltern geärgert, bin frech gewesen, faul gewesen – der ganze Quatsch. Irgendwann bist du in dem Alter, wo du eigentlich beichten müsstest, dass du unschamhaft gewesen bist: Unkeusches gedacht, angeschaut oder getan. Wobei getan – das war der absolute Supergau. So blöd war man natürlich nicht: Was für ein Risiko,

das ausgerechnet einem Priester zu erzählen, der mit deinen Eltern unter einer Decke steckt! Bewusstes Verschweigen einer schweren Sünde macht die Beichte ungültig, genauso wie undeutliches Nuscheln, also wenn der Priester deine Sauereien nicht genau verstehen kann, und so beginnt man schon früh, jede Menge Schuld anzuhäufen.

Je höher der Schulberg, desto heftiger wurde die Sehnsucht nach einer richtigen Matte. Eine Matte bis zum Arsch: das war *der* Traum! Die traurige Wirklichkeit hieß Pottschnitt, alle paar Wochen zum Frisör, und auf meinem Schülerausweisfoto von 1972 sehe ich aus, wie aus dem *MAD*-Heft entsprungen. Dabei hieß mein erster wirklicher Gott – oder besser: mein erster Matten-Gott – Mark Farner! Der große Mark Farner von GRAND FUNK RAILROAD! Auf dem Schulhof kreiste damals das Gerücht, GRAND FUNK hätten umsonst auf dem Wolfsburger Marktplatz gespielt und alle Fensterscheiben des Rathauses wären dabei zerplatzt.

Wie der Heiland in den Kirchen, so hing Mark Far-



Mark-Farner-Poster in Pop (September 1972)

ner damals an den Zimmerwänden. Wer Poster aufhängen durfte, der hatte auch todsicher Mark Farner an der Wand, ganz gleich, ob er GRAND FUNK RAILROAD gut fand oder nicht. Das war einfach der Inbegriff von Matte. Im Nachhinein fast albern, wo er auf dem Poster ja so eine Art Strampelanzug anhat, und so lang ist die Matte ja auch wieder nicht ...



**Das klingt so, als wäre diese Rockwelt etwas, mit dem du nur in der Fantasie in Berührung gekommen bist, also etwas, was es damals im Alltag noch gar nicht gegeben hat.**

Nein, das nicht, Langhaarige gehörten natürlich auch zum Stadtbild. Aber das existierte eben nicht in der katholischen Enklave, in der ich aufgewachsen bin. Es gab ja auch keine Freunde, die einen besuchen durften. In der Beziehung hatte mein Vater einen Tick. Der dachte immer: Freunde? Die wollen einen nur bekungeln! Unter »bekungeln« verstand er so was wie beschleißen. Als unsere Familie ins Umland von Hildesheim gezogen ist, da wusste noch jeder im Dorf genau, wer evangelisch ist und wer nicht. Evangelische gab es zwei oder drei, und von den Ungläubigen gab es eine ganze Familie, die wohnte irgendwo am Dorfrand.



Innere  
Emigration:  
Wenzel  
Storch  
mit 14

Aber eines Tages war es dann trotzdem so weit, der Dachboden wurde ausgebaut und ich bekam mein eigenes Zimmer. Das muss 1975 gewesen sein. Zwei Jahre vorher war das *Rock-Lexikon* von Schmidt-Joos erschienen, und zur gleichen Zeit kam ein zweites Lexikon raus, das Ingeborg Schöber, die große alte Dame der *Sounds*-Redaktion, getextet hatte. Das Ding hieß *Rock Dreams*, davon gab es so um die zehn Hefte zum Sammeln, und im Mittelteil waren immer diese irren Illustrationen von Guy Peellaert. Musikerporträts in knalligen Farben, in so schwieliger Soft-Sex-Ästhetik: Charlie Watts in Nazi-Uniform und solche Sachen. Die Bilder, die ich am besten fand – Ian Anderson mit Lolly als böser Onkel auf der Parkbank, oder

John Fogerty, wie er im Kanu durch den Sumpf rudert – habe ich mir mit Uhu an die Dachschräge geklebt. Als der Vater ins Zimmer trat, war natürlich der Teufel los. Mit 13 oder 14 habe ich dann auch die erste TON STEINE SCHERBEN in die Finger gekriegt, *Warum geht es mir so dreckig?* Und zwei Platten von einer ganz grauenhaften Band, EULENSPYGEL. Das war Politrock, der mit einem Bein schon in der Welt der Harlekine stand. Die Platte gehörte ursprünglich einem im Dorf, der sie nicht mehr wiederhaben wollte, weil ich sie ihm zerkratzt hatte, also war ich im Besitz dieser unglaublich schlimmen Musik, die ich nur sehr leise hören konnte, denn davon durften meine Eltern nichts wissen. Die eine Platte fing an mit den Worten »Im Namen des Volkes, halt die Schnauze!« und mein Lieblingslied hatte den Refrain: »Kotz dich das nicht a-ha-han?«. Das Besondere an EULENSPYGEL war, dass der Sänger so eine Art Wah-Wah-Gesang praktizierte: »Sei ein Narr und spihihi-hihiel«. In dem Stil ging das die ganze Zeit. Grausam.

Na ja, und dann war da eben noch diese Platte mit der Zwillie vorne drauf. Das Lied *Ich will nicht werden, was mein Alter ist* von TON STEINE SCHERBEN war natürlich der Hammer für mich! Da saß ich also nach der Gartenarbeit – man musste ja nachmittags meist beim Umgraben helfen, oder beim Obstpflücken und Holzhacken – auf meinem Knautschi, auf diesem Sitzsack, und habe EULENSPYGEL oder TON STEINE SCHERBEN gehört. Gern habe ich mir dabei meinen Vater vorgestellt, rücklings auf den Küchentisch geschnallt, wie er sich windet, während er mit Politrock zugehämmert wird. Ziemlich albern, aber so war es damals. An solchen Bildern konnte ich mich stundenlang hochziehen.

Später hat mein Vater den Knautschi übrigens aufgeschlitzt und die kleinen Styroporkugeln, die da zu Tausenden drin waren, im Garten untergegraben. Die Kugeln sehen ja aus wie Dünger. Also hat er den Knautschi wie einen Düngersack überm Kartoffelbeet ausgeschüttelt. Da ist dann jahrelang nix mehr gewachsen.

Als mit 18 klar wurde, dass ich ausziehen will, hat mein Vater mich kurzerhand für verrückt erklärt. Da hat er angefangen, Scheinanrufe in der Hildesheimer Irrenanstalt zu tätigen. So getan, als ob er mich einweisen lässt. »Du kommst zu Doktor

Bach«, das war damals in Hildesheim ein beliebter Spruch. Die Klapsmühle von Doktor Bach kennt man auch aus dem Film *Der Totmacher*, wo Götz George immer wimmert: »Nein, ich will nicht nach Hildesheim!«.

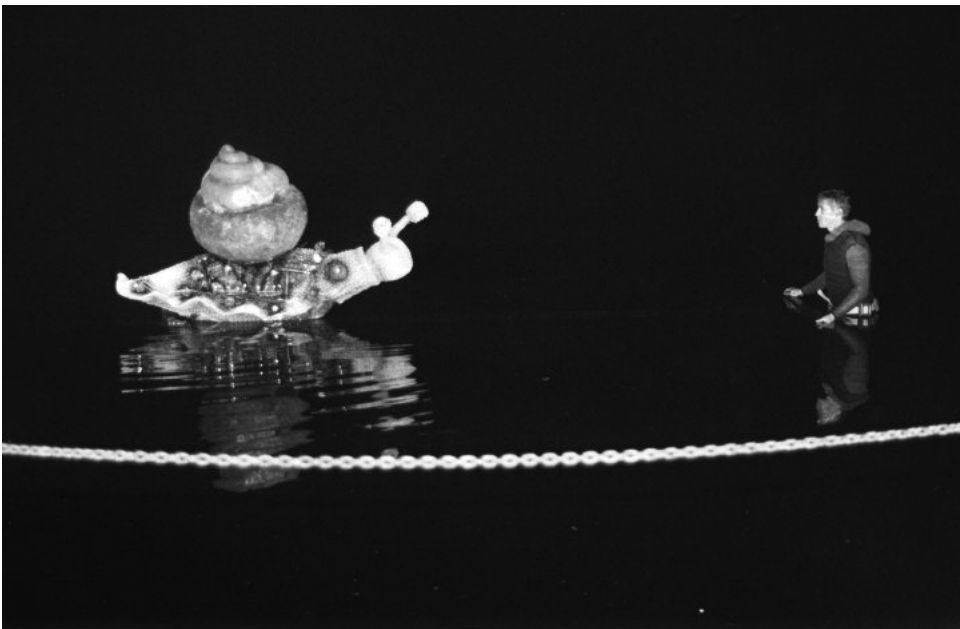
Zu der Zeit, kurz vor meinem 18. Geburtstag, hat mein Papa dann noch mal richtig aufgedreht. Das muss im Februar oder März '79 gewesen sein, da hat er sich abends immer die Dachbodentreppe hochgeschlichen, geräuschlos meine Zimmertür geöffnet, und wie aus dem Nichts wehte plötzlich – wie im Gruselfilm – seine Stimme durchs Zimmer: »Junge, du bist krank ...« Das hat er tagelang gemacht, immer im Flüsterton, und immer der gleiche Spruch, immer ganz traurig: »Junge, du bist krank ... seelisch krank ...« Richtig furchteinflößend! Aber das hat er natürlich alles nur aus Liebe gemacht. Um mich zurück auf die richtige Seite zu ziehen.

**Deine katholische Kindheit und Jugend scheint aber auch ästhetisch auf deine Filme abgefärbt zu haben, alle haben eine sehr sakrale Grundstimmung. Du arbeitest zwar viel mit Sperrmüll-Schrott, ordnest den aber so an, dass er etwas von diesem katholischen Kitsch ausstrahlt.**

Das mag schon sein, aber das sind Dinge, über die ich selbst gar nicht nachdenke. Ich bin nun mal kein großer Freund der Wirklichkeit. Mit der Wirklichkeit muss ich zurecht kommen, wenn ich das Fenster aufmache und auf die Straße kucke, das brauche ich nicht auch noch im Kino. Deshalb ist die erste Frage bei einem neuen Film immer: In welcher Welt soll das spielen? Dass das Katholische sich da immer wieder zwischen schummelt, ist zwangsläufig, das geht ja vielen Regisseuren so, die mit dem Quatsch aufgewachsen sind. Buñuel ist ja diesbezüglich ein Brachial-Beispiel.

Aber ich bewege mich von Film zu Film vom Thema weg. In *Die Reise ins Glück* gibt es nur noch eine Szene, die etwas mit dem lieben Gott und seiner Welt zu tun hat. Das ist die Szene, in der die Riesenschnecke die steinalte Kirche fickt und zum Schluss in den Beichtstuhl abspritzt.

Das ist in gewisser Hinsicht nichts weiter als die symbolische Umsetzung eines Gebetes. So muss es wohl auch die FSK gesehen haben, denn obwohl der Cumshot groß im Bild ist, lief *Reise ins Glück* frei ab 12 in den Kinos. Da sich die Schnecke direkt in den Beichtstuhl ergießt, ist die Bitte um Vergebung ja sozusagen im Ejakulat enthalten: So würde ich das zumindest selber interpretieren.



Die Schnecke in *Die Reise ins Glück*